

## An A. Weertb.

---

Paris, den 5. Januar 1845.

Liebster Herr Weertb!

Sie werden gewiß selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daß Sie, lieber Weertb, sich täglich in meinem Gedächtniß immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freund-

lichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam und heute endlich entschlief ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben nicht mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpsfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinne auf Besserung hoffen und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend, suche ich wenigstens meine Brieffschulden zu zahlen. Aber auch meine andern Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respectabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede gefallen hat, leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin

auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstracte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion, noch die der Philosophie, werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntniß geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mißgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermanns Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges befänstigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese 2 Bände, im Fall Sie sie noch

nicht kennen und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Theil dieser Gespräche aufreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen und seit 2 Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Ueberdruß, den mir die Weißen einflößen, ist wohl Schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüßant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Slaverei als etwas Naturwüchsiges betrachten. Ich hoffe, daß Ihnen mein Romanzero, besonders aber mein Faust gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf diese Bücher keinen großen Werth lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn

Campe mir nicht die Daumschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publication, wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich das meine. Ueber das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Unge-  
wissenheit, da Campe, seit er alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber gibt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich etwas vielleicht darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, so daß ich kaum weiß, was ich dikire. Dazu kommt, daß schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte. Durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich

derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah alles grau in grau, was auch seine eigene Farbe ist, er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun da ist es gut, daß Deutschland kein wildes Roß ist, sondern ein gescheutes Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt und das an dem Rand desselben ruhig hinwandeln kann.

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier ist alles ruhig, nur daß der Polizeipräsident jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kinder sehr ängstigte. Sie mußten sich alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen was manchem sehr schwer ward, der weder Existenz, noch Existenzmittel besitzt. Jener Herodes meinte, daß sich ein politischer Heiland unter

uns befände und die Denunciation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt und die sogar ein Literat ist. — das sind ver-  
teufelt schauerhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muth. Welche schreckliche Sache ist das Exil? Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Coalition aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrinnig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie.

Leben Sie wohl, theurerer Freund, und bleiben Sie heiter zugethan Ihrem herzlich ergebener.